

Sozialwissenschaftler als Pädagogen, Übersetzer und Kampfsportler

Wissenschaft und Öffentlichkeit bei Mills und Bourdieu

Jule Janczyk

Zusammenfassung: *Aufgabe der kritischen Sozialwissenschaften ist, vermeintlich individuelle Problemlagen in ihren gesellschaftlichen Kontext einzuordnen. Das ist auch das Anliegen von Charles W. Mills und Pierre Bourdieu. Sie betrachten Wissenschaft als Werkzeug, mit dem man soziale Ungleichheit analysieren und verändern kann. Dafür ist eine Vermittlungsleistung notwendig. Sozialwissenschaftler werden zu Pädagogen, die die Öffentlichkeit bilden, und zu Übersetzern, die zwischen Alltags- und Wissenschaftssprache wechseln. Und sie üben sich in einer Art »Kampfsport«, denn die Auseinandersetzung um die (korrekte) Deutung der Wirklichkeit ist konfliktuell. Der Beitrag beleuchtet Potentiale und Grenzen von Bildung durch Wissenschaft unter gesellschafts- und wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkten.*

Schlagworte: *Soziologische Phantasie, Relationalität, Reflexivität*

1 Einleitung

Nachdem Donald Trumps Social-Media-Accounts in der Vergangenheit wiederholt gesperrt wurden, startet dieser im Februar 2022 seine eigene Plattform unter dem Namen *Truth Social* (Bhuiyan & Agencies, 2022). Diese Bezeichnung ist pikant, da der ehemalige Präsident der USA nachgewiesenermaßen kein enges Verhältnis zur Wahrheit pflegt (Leonhardt & Thompson, 2017). Ein Jahr später veröffentlicht der *Guardian* Ergebnisse einer Investigativ-Recherche, die zeigt, wie man mithilfe eines privaten Unternehmens Einfluss auf öffentliche Debatten nehmen kann, falls man über die entsprechenden finanziellen Mittel verfügt (Kirchgaessner, Ganguly, Pegg, Cadwalladr & Burke, 2023).

Beide Meldungen verweisen auf eine Entwicklung, die seit einigen Jahren unter dem Begriff des Postfaktischen thematisiert wird. Als charakteristisch für diese Entwicklung gilt die zunehmende Bedeutung »gefühlter Wahrheiten« in politischen Debatten, die nicht selten zugespitzt und emotional online geführt werden (Bünger, 2017).

Diese Thematik, die hier nur angerissen wird, steht in Verbindung mit der sich wandelnden Öffentlichkeit innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und ihren neuen technologischen Möglichkeiten (Habermas, 1990; Seeliger & Sevignani, 2021). In der Erziehungswissenschaft wird in diesem Zusammenhang insbesondere die Beziehung zwischen Öffentlichkeit und Bildung diskutiert (Casale & Horlacher, 2007; Binder & Oelkers, 2017; Rieger-Ladich, Brinkmann & Thompson, 2022). Die Existenz einer Öffentlichkeit, in der gesellschaftliche Belange besprochen und verhandelt werden, bringt einen didaktischen Auftrag mit sich: da die Teilhabe an politischen Debatten nicht voraussetzungsfrei ist, soll die Bevölkerung zur Teilhabe an diesen befähigt werden. Mit der *public* oder *liberal education* werden Konzepte diskutiert, deren Ziel ist, Menschen zur Willens- und Meinungsbildung und zur Teilhabe an demokratischen Räumen zu bewegen (Oelkers, 2022; Rhyn, 1998).¹

Neben einem Fokus auf Schulbildung, die auf die Partizipation an der Öffentlichkeit vorbereiten soll, wird auch gefragt, inwieweit Wissenschaft zur Verständigung der Gesellschaft über sich selbst beitragen kann. In der Soziologie wird dieses Thema unter dem Stichwort *public sociology* verhandelt. Diskussionspunkte sind in diesem Zusammenhang, welche Rolle Wissenschaftler bei der Vermittlung von Wissen haben, inwiefern die Sozialwissenschaften politisch sind, und welcher Stellenwert interdisziplinären Zugängen bei der Analyse der gesellschaftlichen Strukturen zukommt (Clawson, 2007).²

Die eingangs angerissene Entwicklung der Verbreitung von Desinformation wirft die Frage nach den Möglichkeiten (und der Notwendigkeit) von Bildung durch Wissenschaft von Neuem auf. Da in der Wissenschaft ein rationaler Weltaufschluss angelegt ist, *kann* sie ein Gegengewicht zu den geschilderten Tendenzen bilden. Charles W. Mills und Pierre Bourdieu sind für die

1 Oelkers (2022) weist darauf hin, dass diesbezüglich zwischen Anspruch und Wirklichkeit unterschieden werden muss.

2 Rimke (2010) betont, dass die Analyse des Sozialen nicht ausschließlich von einer Disziplin geleistet werden kann. Ich teile diese Ansicht und spreche daher in diesem Beitrag dort, wo möglich, von »den Sozialwissenschaften« anstatt von »der Soziologie«.

Debatte um Wissenschaft und Öffentlichkeit wichtige Impulsgeber. Beide waren als öffentliche Intellektuelle tätig, Mills in den USA, Bourdieu in Frankreich. Unter Bezugnahme auf die beiden Autoren möchte ich die Möglichkeit von Bildung durch Wissenschaft zunächst in einem gesellschafts- und wissenschaftstheoretischen Kontext beleuchten. Trotz großer Gemeinsamkeiten im Forschungsverständnis gelangen beide Theoretiker zu einer unterschiedlichen Einschätzung der konkreten Herausforderungen, vor denen Wissenstransfer steht. In einem abschließenden Teil arbeite ich heraus, warum dem so ist, und welche Implikationen sich daraus für die Vermittlung von Wissenschaft ergeben.

2 Individuum und Kollektiv in ein Verhältnis setzen: Soziologische Phantasie bei Charles W. Mills

Die *Soziologische Phantasie* (engl.: *The Sociological Imagination*) wird 1963 unter dem Titel *Kritik der soziologischen Denkweise* erstmalig ins Deutsche übersetzt. Während *The Sociological Imagination* (1959) innerhalb der englischsprachigen Soziologie als Klassiker gilt, gibt es hierzulande erst seit ein paar Jahren ein vermehrtes Interesse an dieser Studie. 2016 wird sie unter dem Titel *Soziologische Phantasie* neu ins Deutsche übersetzt. Zuvor wurde Mills vor allem für seine Forschung zur Elite-Soziologie rezipiert. Nun lässt sich eine zunehmende Auseinandersetzung mit seinen Ausführungen zur Rolle der Wissenschaft feststellen (Kreitz, 2014, S. 208f.).

Prägnant und mitunter polemisch macht Mills deutlich, dass er unzufrieden mit dem zeitgenössischen Zustand der US-amerikanischen Sozialwissenschaften ist. Mit Blick auf großformatige Theorieentwürfe kritisiert er, dass diese keine verständliche Sprache benutzen. Sie verstecken sich hinter nebulösen Konzepten und unklar definierten Begriffen, und tragen eher zur Verschleierung sozialer Sachverhalte als zu ihrer Klärung bei. Als ein Beispiel derartiger Forschung führt Mills das Paradigma des Strukturfunktionalismus an (Parsons, 1951). Neben den unverständlichen Formulierungen, die Theorieentwürfe dieser Art prägen, bemängelt er die Geschichtsvergessenheit dieser Ansätze (Mills, 1959, pp. 25ff., pp. 43ff.). Sie haben den Anspruch, generalisierte Erklärungen für die Funktion sozialer Systeme zu finden. Die Generalisierungen führen zu abstrakten und formalen Modellen. Mills kritisiert daran, dass die Modelle lediglich Momentausschnitte sozialer Gebilde auf einer abstrakten Ebene präsentieren. Die Funktionen, die einzelne Elemente in Gesellschaft

ten einnehmen, können je nach historischer Epoche aber ganz unterschiedlich sein (Mills 1959, pp. 33ff.).

Die Abgrenzung, die die Soziologie in den vorangegangenen Jahren zu anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen wie der Wirtschafts- oder der Politikwissenschaft betrieben hat, ist laut Mills falsch. Sie führt dazu, dass Soziologen sich nicht mehr mit Fragen ökonomischer oder politischer Macht beschäftigen. Diese sind aber relevant, um den Zustand einer sozialen Ordnung zu begreifen. Da Machtfragen zentral sind für die Gestaltung sozialer Strukturen, sind Machtkämpfe ein Motor sozialen Wandels. Letzteren können Großtheorien wie die von Parsons jedoch nicht erklären. Eine Theorie der sozialen Strukturen kann daher nicht von geschichtsphilosophischen Betrachtungen getrennt werden (Mills, 1959, pp. 35ff.).

Daneben wendet sich Mills einer Forschungsrichtung zu, die er als abstrakten Empirismus bezeichnet. Darunter fallen Markt- und Meinungsforschung, aber auch Studien zum Wählerverhalten. Den Forschungsansatz des abstrakten Empirismus hält Mills ebenso für unzureichend wie die ahistorische Fetischisierung von Konzepten in Entwürfen der Großtheorie. Als elaborierten und prominenten Vertreter des abstrakten Empirismus macht er Lazarsfeld (1955) aus. Als größtes Problem dieser Forschungsrichtung identifiziert er dessen Kontextlosigkeit. Wenn beispielsweise der Einfluss von Massenmedien beleuchtet wird, ergibt es keinen Sinn, dieses Phänomen isoliert zu betrachten – entscheidend für deren Wirkung ist nämlich, in welchem politischen Rahmen sich diese befinden. Der abstrakte Empirismus erforscht aufgrund seines Zuschnitts nur Ausschnitte, kann aber nichts über gesellschaftliche Dynamiken sagen. In diesem Zusammenhang kritisiert Mills den Trend, universitäre Disziplinen in viele Teilbereiche zu untergliedern, die sich lediglich Ausschnitten der sozialen Welt zuwenden. Gesellschaftliche Probleme, die durch die Organisation der Sozialstruktur entstehen, können so nicht erfasst werden (Mills, 1959, pp. 52ff., pp. 86ff.).

Den neuen Typus von Forscher, den dieser Ansatz hervorbringt, nennt Mills »Forschungstechniker« (Mills, 2016, S. 94). Das wissenschaftliche Selbstverständnis dieser Forscher ist den Naturwissenschaften entlehnt. In der Folge ist dieses Selbstverständnis zum *einzig* legitimen Verständnis von Wissenschaft erhoben worden.³ Dieses verkürzte Verständnis von Wissenschaft führt zu einer Fehlinterpretation der sozialen Welt. Letzten Endes ist sowohl

3 Mills spricht sich gegen ein naturwissenschaftliches Verständnis der Sozialwissenschaften aus und bevorzugt daher die Bezeichnung *social studies* gegenüber den *social*

innerhalb der Großtheorie als auch innerhalb des abstrakten Empirismus ein Element der Forschung – Theorie oder Empirie – einseitig überbetont worden. Beides führt nicht zu befriedigenden Resultaten. Mills spricht sich daher für eine wechselseitige Bezugnahme auf beide Ebenen aus (Mills, 1959, pp. 71ff.).

Welchen Charakter haben die zeitgenössischen Sozialwissenschaften also? Welche Funktion kommt ihnen innerhalb der amerikanischen Nachkriegsgesellschaft zu? Und welches Verhältnis haben sie zu außeruniversitären Akteuren? Frühere Generationen soziologischer Forscher adressierten mit ihren Arbeiten oftmals politische Bewegungen. Die Auswahl ihrer Themen wurde in der Regel durch gesellschaftliche Krisenerscheinungen bestimmt. Die Situation US-amerikanischer Sozialforscher nach dem Zweiten Weltkrieg ist jedoch eine andere, und diese nimmt Mills nun unter dem Stichwort des Praxisbezugs in den Blick. Er vertritt die These, dass sich im Nachgang des Zweiten Weltkriegs eine Art militärisch-industriell-sozialwissenschaftlicher Komplex herausgebildet hat. Anders als zuvor, sind die Adressaten soziologischer Forschung nun nicht mehr Reformbewegungen, sondern Entscheidungsträger. Die Wahl und der Zuschnitt von Forschungsthemen implizieren daher die Akzeptanz des Status Quo. Viele Forschungsarbeiten sind von dem Interesse geleitet, Arbeitsprozesse effizienter zu gestalten und Organisation unter der Arbeiterschaft zu verhindern (Mills, 1959, pp. 92ff.). Über die Haltung der Sozialwissenschaftler schreibt Mills:

»They are not concerned with the battered human beings living at the bottom of society – the bad boy, the loose woman, the migrant worker, the un-Americanized immigrant. On the contrary, they are connected, in fact and in fantasy, with the top levels of society, in particular, with enlightened circles of business executives and with generals having sizable budgets. For the first time in the history of their disciplines, social scientists have come into professional relations with private and public powers well above the level of the welfare agency and the county agent.« (Mills 1959, S. 95f.)

Viele der Wissenschaftler, die in den neu geschaffenen Forschungsinstituten arbeiten, verstünden sich selbst als politisch neutral. Dies ist jedoch eine Selbsttäuschung. Bereits der Akt der Erforschung der Gesellschaft und

sciences (Mills, 1959, p. 18). Leider haben wir im Deutschen (noch) keinen entsprechenden Begriff.

die Publikation der Ergebnisse ist eine Form politischen Handelns und hat moralische Implikationen (Mills, 1959, pp. 79ff.).

Die beschriebenen Entwicklungen führen in einen Zustand, in welchem die Sozialwissenschaften insofern unpolitisch sind, als dass sie nicht über gesellschaftliche Machtverhältnisse aufklären. Ihre Ergebnisse sind nicht an die Öffentlichkeit gerichtet, sondern an die eigene, kleine Forschergemeinde oder an vermögende Auftraggeber. Damit werden sie ihrem gesellschaftlichen Auftrag nicht gerecht. Wie sieht nun Mills Gegenentwurf aus? Und was meint er mit »soziologischer Phantasie« (Mills, 2016)?

Mills betont die Dialektik zwischen Individuum und Kollektiv, zwischen Biografie und Menschheitsgeschichte. Dies wird insbesondere in folgendem Zitat deutlich:

»When classes rise or fall, a man is employed or unemployed; when the rate of investment goes up or down, a man takes new heart or goes broke. When wars happen, an insurance salesman becomes a rocket launcher; a store clerk, a radar man; a wife lives alone; a child grows up without a father. Neither the life of an individual nor the history of a society can be understood without understanding both.« (Mills, 1959, p. 3)

Insbesondere das 20. Jahrhundert bringt zahlreiche, mitunter dramatische Umwälzungen mit sich. Überlieferte Werte und Praktiken in ländlichen Gebieten werden teilweise mit hoher Geschwindigkeit zerstört. Die zu beobachtende Globalisierung bedeutet auch, dass der Einzelne in zunehmendem Maße von der gesamten Entwicklung der Menschheit abhängig ist. Das Individuum bildet daher laut Mills den Kreuzungspunkt von persönlichem und kollektivem Geschichtsverlauf (Mills, 1959, pp. 4ff.).

Diese Verbindung ist für den Einzelnen aber oftmals nicht ohne weiteres erkennbar. Die meisten Menschen erklären sich ihr Glück oder Leid ohne Bezugnahme auf Begriffe wie Inflation, Krieg oder Globalisierung. Da sie in ihrem alltäglichen Leben keinen unmittelbaren Einfluss auf strukturelle Größen nehmen können, setzt ihr Denken über Lösungen zunächst im Kleinen und Privaten an (Mills, 1959, p. 4). Die Verbreitung von Informationen allein ist jedoch nicht das, was weiterhelfen würde. Die entscheidende Fähigkeit ist, einzelne Elemente – wie beispielsweise Krise und Krieg – in einen Zusammenhang zu setzen. Was es braucht, ist eine Geisteshaltung, die den Menschen dabei hilft, ihr eigenes Schicksal in Verbundenheit mit dem Kollektiv zu denken. Diese Haltung nennt Mills (2016) »soziologische Phantasie«. Als Beispi-

le, wie gesellschaftliche Entwicklungen einzelne Biografien betreffen, nennt er Arbeitslosigkeit, Krieg, Ehekrisen und Großstädte mitsamt ihren sozialen Verwerfungen. Keineswegs ist die Verbindung, die Mills zwischen den sozialen Strukturen und den einzelnen Akteuren aufzeigen will, nur einseitig zu denken. Jeder Mensch wird durch die historische Epoche, in der er lebt, beeinflusst – aber jeder Mensch beeinflusst auch die historische Epoche, in der er lebt, wenn auch in noch so geringem Maße. In einem Rückgriff auf Marx' Achtzehnten Brumaire macht Mills deutlich, dass dieser Umstand bewusst gemacht werden muss und den Menschen so zu Selbst-Bewusstsein im eigentlichen Sinne des Wortes verholfen werden könne (Mills, 1959, pp. 6ff.).

Wie kann dies gelingen? Mills schlägt vor, sich als Sozialwissenschaftler mit drei Fragen zu beschäftigen. Erstens: Wie ist die Gesellschaft, in der wir leben, beschaffen? Zweitens: Was ist der Platz dieser Gesellschaftsformation innerhalb der menschlichen Geschichte? Und drittens: Wie ist der Mensch in dieser spezifischen Epoche beschaffen? (Mills, 1959, pp. 6f.) Dem Zusammenhang zwischen Biografie und Sozialstruktur möchte er nachspüren, indem er eine begriffliche Unterscheidung vornimmt: Das, was die Einzelne beschäftigt, erscheint oft als private Schwierigkeit. Möglicherweise ist sie von Arbeitslosigkeit bedroht oder hat Eheprobleme. Betrifft dies eine hinreichende Menge von ›Einzelnen‹ – z.B. ein Viertel der Gesellschaft –, so lässt sich nicht mehr von einem individuellen Problem sprechen, sondern die strukturellen Ursachen dafür müssen gesucht werden. Sogenannte private Schwierigkeiten (*troubles*) müssen in öffentliche Probleme (*issues*) übersetzt werden (Mills, 2016, S. 30; Mills, 1959, pp. 8f.).

Da dies versäumt wird, herrscht in der US-amerikanischen Öffentlichkeit größtenteils Apathie und Unbehagen. Die bestehenden gesellschaftlichen Probleme werden nicht ausformuliert, und daher bleibt die Unzufriedenheit der Bevölkerung implizit und vage. Stattdessen lässt sich die Tendenz beobachten, das Leiden an der Gesellschaft in zunehmend psychiatrischen Termini zu beschreiben. Dies ist laut Mills (1959, pp. 11f.) als Vermeidungsstrategie zu sehen, die dazu dient, sich nicht mit Problemen struktureller Art auseinanderzusetzen zu müssen.

Die Wissenschaften haben seit ihren Anfängen die Denksysteme der Menschheit beeinflusst. Einflussreiche Theoriegebäude waren in dieser Hinsicht beispielsweise die Newtonsche Physik oder die Evolutionstheorie Darwins. Das Labor wurde in der kollektiven Vorstellungswelt zu *dem* Ort wissenschaftlichen Arbeitens. Denk- und Arbeitsweisen, die zur Referenz für Wissensbestände schlechthin werden, nennt Mills »gemeinsame intellektuelle

Nenner« (Mills, 2016, S. 38). Es ist nun Aufgabe der Sozialwissenschaften, zum gemeinsamen intellektuellen Nenner zu werden und damit eine wichtige kulturelle Rolle einzunehmen. Sie sollen modernen Gesellschaften bei der Verständigung über sich selbst behilflich sein und damit zur Schaffung von Selbst-Bewusstsein beitragen. Um dies zu erreichen, dürfen sie weder im Elfenbeinturm verharren noch privaten Auftraggebern zuarbeiten. Ihr Adressat ist die breite Öffentlichkeit (Mills, 1959, pp. 13ff.).

3 Relationalität und Reflexivität: Die Erforschung des Sozialen bei Pierre Bourdieu⁴

Auch Bourdieu begreift den Wissenschaftler als kulturellen Produzenten (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 62ff.). Bedeutsam für sein Verständnis von Wissenschaftsvermittlung und Wissenschaftsdidaktik sind seine Konzepte der Relationalität, des Bruchs und der Reflexivität, welche ich im Folgenden in dieser Reihenfolge erläutere.

In seinem wissenschaftstheoretischen Hauptwerk *Soziologie als Beruf* (Bourdieu, Chamboredon & Passeron, 1991) spricht sich Bourdieu unter Rückgriff auf Marx und Durkheim gegen die Annahme einer überhistorischen menschlichen Natur oder Wesenhaftigkeit aus. Der Vergleich verschiedener Gesellschaften zeigt, dass essentialistische Annahmen nicht haltbar sind (Bourdieu et al., 1991, S. 23f.). Daneben geht Bourdieu auf Distanz zu substantialistischen Annahmen, die isolierte Phänomene aus sich selbst heraus erklären möchten. Sozialwissenschaftliche Untersuchungsobjekte – beispielsweise ein Akteur oder eine Institution – erhalten ihre Bedeutung vielmehr immer erst in Bezug auf andere Objekte, mit denen sie in ein *Verhältnis* gesetzt werden. Der Status bzw. Statusunterschied, der sich aus diesem Zusammenhang ergibt, ist ausschlaggebend für das tiefergehende Verständnis gesellschaftlicher Verhältnisse, Dynamiken und Kämpfe (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 262ff.).

Der relationale Zugang, der sich aus diesem Gedanken ableitet, hat zur Folge, sich von dinglich verstandenen Phänomenen – den ›Sachen‹ – ab- und ›den Verhältnissen‹ zuzuwenden. Anstatt Zustände zu untersuchen, sollen Prozesse in den Blick genommen werden (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 34f.). Eine Schwierigkeit, die dieser Zugang mit sich bringt, besteht darin, dass Be-

4 In diesem Absatz greife ich auf erste Entwürfe eines Kapitels meiner Promotion zurück.

ziehungen nicht sinnlich erfassbar sind, man kann sie nicht im eigentlichen Sinne des Wortes ›greifen‹. Aber Wissenschaft kann helfen, sie dennoch – bei der Metapher zu bleiben – ›zu fassen zu kriegen‹. Dies bedeutet auch, das Denken in Dichotomien aufzugeben. Statt von Gegensatzpaaren wie Individuum und Kollektiv, Akteur und Struktur auszugehen, soll die Beziehung zwischen diesen Ebenen prozessual begriffen und betrachtet werden (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 34f.). Durch diese Betrachtungsweise werden Gräben zwischen Paradigmen überwunden. Bourdieu rechnet sich weder dem Objektivismus noch dem Subjektivismus zu. Zwar verbindet ihn mit dem objektivistischen Denken die Annahme, dass gesellschaftliche Strukturen, die von niemandem intentional entworfen wurden, das menschliche Leben bestimmen. Dementsprechend spielt Nicht-Bewusstes eine wesentliche Rolle im alltäglichen Leben der Menschen, und ihre individuellen Handlungsspielräume sind begrenzt. Als Gefahr dieses Ansatzes gilt, dass jene Strukturen, denen man einen großen Einfluss zuschreibt, verdinglicht werden, dass sie als reibungslos laufende Systeme mit Eigenleben erscheinen. Die Auffassung, dass passive Akteure von den Strukturen ›gelenkt‹ werden oder gar gänzlich in diesen aufgehen, bezeichnet Bourdieu als scholastischen Fehlschluss. Die Forschung muss berücksichtigen, dass die »Sichtweise und die Interpretationen der Akteure« (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 26) Teil der sozialen Welt sind. Eben jene Sichtweisen und Interpretationen sind – wenn auch nicht allein – bedeutsam für das Handeln der Akteure und die Reproduktion einer Struktur.

Um keinem scholastischem Fehlschluss zu unterliegen, wendet sich Bourdieu der Praxis als vermittelndem Element zwischen Akteur und Struktur zu. Er warnt dabei jedoch vor einem individualistischen und konstruktivistischen Bias: Soziale Strukturen lassen sich nämlich nicht durch individuelle Denk- und Handlungsmuster erklären. Ebenso ist wichtig, zu berücksichtigen, dass die verwendeten Denkschemata, beispielsweise gängige Kategorien und Klassifikationsmuster, in der Regel nicht von den Akteuren selbst stammen, sondern ihnen vorgängig sind. Und auch wenn Bourdieu in seinem Werk eine Vereinigung von Objektivismus und Subjektivismus anstrebt, behält der objektivistische Zugang Vorrang, schon allein, weil sich die Sichtweisen der Akteure je nach sozialer Position unterscheiden (Bourdieu & Wacquant 1996, S. 26ff.).

Auch die Vernunft, die eine kritische Betrachtung und Bezugnahme auf die eigene Geschichte erst zulässt, ist ein historisches Produkt. Vernunft und Selbsterkenntnis haben sich im Lauf der Zeit erst entwickelt, können im Verlauf dieser Entwicklung aber zu einer eigenständigen Kraft werden. Wissenschaft und Wissensproduktion müssen daher in ihren konkreten historischen

Umständen verstanden werden (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 77ff.). Dazu bedarf es jedoch einer gewissen Distanz zu eben jenen Umständen. Und da man die Beziehungen, die beim relationalen Ansatz in den Fokus geraten, nicht sehen oder anderweitig sinnlich erfassen kann, verwehren sie sich einer spontanen Erkenntnis. Dies führt zum zweiten wichtigen Konzept in Bourdieus wissenschaftstheoretischem Denken, dem sogenannten Bruch.

Es ist ein Charakteristikum wie eine Herausforderung sozialwissenschaftlicher Forschung, dass die Forscherin Teil der sozialen Welt ist, die sie erforscht; sie ist mit ihr vertraut (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 95ff.). Diese Vertrautheit schafft eine gewisse Blindheit gegenüber Eigentümlichkeiten der eigenen Gesellschaft und macht anfällig dafür, Halbwahrheiten über die soziale Welt nicht-bewusst zu reproduzieren. Da sozialwissenschaftliches Wissen über die soziale Welt aufgrund der vorangestellten Überlegungen nicht unmittelbar erlangt werden kann, bedarf es einer spezifischen, methodischen Vorgehensweise, die als »Bruch« bezeichnet wird (Bourdieu et al., 1991, S. 15). Diese beinhaltet, dass die Prinzipien der Objektwahrnehmung ganz grundlegend in Frage gestellt werden (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 270).

Als erste Schritte dafür gelten die statistische Überprüfung von Gewissheiten, die entschiedene und methodologische Infragestellung des äußeren Scheins sowie die logische Kritik von Begriffen (Bourdieu et al., 1991, S. 17). Dies schließt die Ablehnung der Alltagssprache mit ein (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 269ff.). Das Problem bei der Verwendung unwissenschaftlicher Vorbegriffe sehen Bourdieu et al. (1991, S. 15ff.) darin, dass diese in der Regel implizite Vorannahmen enthalten: Eine Analyse der Alltagssprache ist notwendig, um sich bewusst zu machen, welche Wertungen in ihr enthalten sind. Um diese Wertungen nicht zu übernehmen, ist der Bruch mit den Vorbegriffen unumgänglich. Vielmehr sollen Konzepte geprägt werden, die das Augenmerk auf Beziehungen lenken, die vom Alltagsverstand *nicht* wahrgenommen werden. Gegenüber dieser »klinischen« Haltung gegenüber der sozialen Welt ist jedoch mit einer gewissen Abwehr zu rechnen, da sie die Sehnsucht nach dem freien und schöpferischen Individuum enttäuscht (S. 29ff.).

Die gedankliche und sprachliche Konstruktion des Objekts soll sorgfältig, bedacht und bewusst erfolgen (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 99). Dies umfasst die Stoßrichtung und Formulierung der Forschungsfrage, die Gestaltung von Erhebungsinstrumenten und das Infragestellen bislang gängiger Taxonomien. Häufig sind in die eigenen Instrumente, wie beispielsweise Fragebögen, bereits unbewusste Hypothesen eingegangen. Diese sollen bewusst und expli-

zeit gemacht werden. Gänzlich explorativen Forschungsdesigns wird eine Absage erteilt. Das Forschen ohne vorangehende Hypothesen ist unmöglich. Sinnvoller ist, sich diese bewusst zu machen und somit auch kontrollieren zu können (Bourdieu et al. 1991, S. 44ff.).

Ein weiterer Umstand, der die sachgemäße Konstruktion des Forschungsgegenstands erschweren kann, ist die künstliche Trennung der wissenschaftlichen Disziplinen in Teilbereiche. Diese spiegeln nicht das reale Verhältnis von Untersuchungsobjekten wider (Bourdieu et al., 1991, S. 37). Die Autoren sprechen sich daher für eine »totale Sozialwissenschaft« aus (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 49f.), die die Zerlegung des Objekts in isolierte Einheiten verhindert und interdisziplinär arbeitet. Die Konstruktionsarbeit, die durch den Bruch geleistet wird, hat zur Folge, dass der reale Gegenstand und der wissenschaftliche Gegenstand *nicht* identisch sind. Die sozialwissenschaftliche Praxis hat also Auswirkungen auf die Erkenntnisproduktion und auf das Forschungsergebnis (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 59ff.). Die Verfahrensweisen der Forschungspraxis müssen daher auf ihre erkenntnishemmenden Eigenschaften überprüft werden (Bourdieu et al., 1991, S. 3). Traditionen im wissenschaftlichen Feld stellen in diesem Zusammenhang oftmals ein Problem dar (Bourdieu et al., 1991, S. 31). Welche Themen werden überhaupt als legitime Themen für Forschungsarbeiten anerkannt? Was wird von wem als gesellschaftliches Problem wahrgenommen, das einer näheren Untersuchung bedarf? Was kennzeichnet das jeweilige epochenspezifische Denken (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 271)? Um diese Fragen zu beantworten, ist eine »Analyse der sozialen Bedingungen der soziologischen Produktion« (Bourdieu et al., 1991, S. 4) nötig. Um die gesellschaftlichen Verhältnisse zu untersuchen, müssen daher auch die Produktionsverhältnisse, in welchen Wissenschaft betrieben wird, und in welchen das Wissen über die sozialen Verhältnisse generiert wird, beleuchtet und untersucht werden.

Das Konzept der Reflexivität hat zum Ziel, sich mögliche Bias, die das Forschungsergebnis beeinflussen können, bewusst zu machen. Diese möglichen Bias sind auf drei Ebenen zu verorten. Als erste Stufe geraten hier persönliche Merkmale des Forschers und dessen Zugehörigkeiten zu verschiedenen Gruppen oder Kategorien in den Blick. Bourdieu berücksichtigt diese Ebene zwar, hält sie jedoch nicht für die ausschlaggebende. Die Position, die die Forscherin im wissenschaftlichen Feld einnimmt, ist für die Ausprägung ihrer Forschungsinteressen bedeutsamer. Gemäß der Feldtheorie tendieren jene Forscherinnen, die sich in der Peripherie eines wissenschaftlichen Feldes befinden, zu heterodoxen Forschungsansätzen, wohingegen jene, welche sich im

Zentrum befinden und als etabliert gelten, zu orthodoxen Positionen neigen. Allen gemeinsam ist aufgrund ihres Berufes – und diesen Bias betont Bourdieu insgesamt als den fundamentalsten – der intellektualistische Bias. Die intellektualistische Sichtweise der Welt zeichnet sich dadurch aus, dass derjenige, der das Privileg hat, sie einnehmen zu dürfen, handlungsbunden ist. Für ihn stellt sich die Welt dar wie ein Schauspiel, das der Betrachter in Ruhe beobachten und überdenken kann. Diese Sichtweise, die einer theoretischen Logik untersteht, läuft permanent Gefahr, die Logik der Praxis zu verkennen und falsch zu deuten. Dies kann Fehlinterpretationen und Fehlschlüsse über die soziale Welt zur Folge haben (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 67ff.).

Die Einwirkung des Forschers auf den Gegenstand soll kontrolliert werden, indem nicht-bewusste Einflüsse aufgedeckt werden. Wichtig zu betonen ist an dieser Stelle, dass das Individuum nicht der Ausgangspunkt der bourdieuschen Überlegungen ist, sondern die Dynamik des jeweiligen wissenschaftlichen Feldes (Bourdieu et al., 1991, S. 43). Demzufolge geht es nicht um das individuelle Unbewusste einer Einzelperson, sondern um das kollektive Nicht-bewusste einer akademischen Disziplin. Nicht die persönliche Erfahrung einer Einzelnen ist der Ansatzpunkt, sondern die materielle und mentale Struktur eines wissenschaftlichen Teilbereichs (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 68). Dessen Grenzen und Begrenzungen sollen offengelegt werden, indem eine Soziologie des soziologischen Wissens erarbeitet wird (Bourdieu et al., 1991, S. 79). Die Selbstkontrolle wissenschaftlichen Wissens wird jedoch durch mehrere Faktoren behindert. Einerseits durch die konkrete Ausgestaltung des wissenschaftlichen Feldes. Die (zunehmende) Ökonomisierung und der daraus entstehende Konkurrenzdruck und Konkurrenzkampf unterlaufen das Streben nach Reflexivität (Bourdieu et al., S. 86f.). Andererseits ruft das insbesondere im Westen weit verbreitete Ideal der Individualität eine sofortige Abwehr gegenüber den Grundannahmen wissenschaftlicher Reflexivität hervor (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 73).

Wie bereits beschrieben, versteht Bourdieu menschliche Vernunft nicht als überhistorische Größe, sondern als historische Errungenschaft, die erarbeitet wurde. Diese muss gegen ihr abträgliche Mechanismen verteidigt werden (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 77ff.). Es gilt daher, dafür zu sorgen, dass außerwissenschaftliche Faktoren wie Konkurrenzdruck und Ökonomisierung keinen Einfluss mehr auf wissenschaftliches Arbeiten haben (Bourdieu et al., 1991, S. 86f.). Das Konzept der Reflexivität impliziert somit auch eine Ethik (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 234). Bourdieu beruft sich auf den marxistischen Theoretiker Gramsci, wenn er ausführt, dass Wissenschaft eine

eminent politische Tätigkeit ist (Bourdieu & Wacquant 1996, S. 78). Dies ist sie, wenn sie ihre eigenen Bedingungen erforscht, wie im Konzept der Reflexivität vorgesehen. Sie ist es aber erst recht, wenn sie öffentlichkeitswirksam und -gestaltend ist. So bezeichnet Bourdieu die Intervention in die öffentliche Debatte auch als Kampfsport, denn die Auseinandersetzung um die richtige Interpretation der sozialen Welt wird – um beim Bild zu bleiben – mit teils harten Bandagen geführt (Carles, 2001).

4 Pädagogik, Übersetzung, Kampfsport: Die Rolle der Wissenschaft bei Mills und Bourdieu

Wie sieht diese Intervention in die öffentliche Debatte nach Mills und Bourdieu konkret aus? Wie gestaltet sich der Vermittlungsprozess zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit? Und welche Schwierigkeiten können dabei auftreten? Beide Theoretiker beziehen die Position, dass Sozialwissenschaften stets wertgebunden und damit niemals neutral sind. Sich der Wahrheit verpflichtet zu fühlen, steht für Mills an erster Stelle:

»In a world of widely communicated nonsense, any statement of fact is of political and moral significance. All social scientists, by the fact of their existence, are involved in the struggle between enlightenment and obscurantism. In such a world as ours, to practice social science is, first of all, to practice the politics of truth.« (Mills, 1959, p. 178)

Als weitere zentrale Werte identifiziert Mills Freiheit und Vernunft. Er räumt jedoch zugleich ein, dass diese Begriffe oftmals als hehre Ideale beschworen und nicht näher definiert werden. Es ist daher wichtig, sie historisch zu situieren und zu überlegen, unter welchen Bedingungen sie wie verwirklicht, entwickelt und eingesetzt werden können (Mills, 1959, p. 179ff.). Er vertritt die Ansicht, dass die Menschheit an einem Punkt angelangt ist, an welchem ein bewusstes Gestalten ihrer eigenen Geschichte möglich ist. Jedoch sind die Mittel dafür äußerst unterschiedlich verteilt. Macht und Ressourcen sind zentralisiert, und viele Menschen sind daher bloße Objekte von »Geschichtsgestaltern« (Mills, 2016, S. 269). Mills sieht den Sozialwissenschaftler daher in der

Rolle des »liberalen Pädagogen« (Mills, 2016, S. 278).⁵ Den Sozialwissenschaftler kommt aufgrund ihrer Ausrichtung ein bildender Auftrag zu. Sie sollen Bewusstsein für gesellschaftliche Entwicklungen schaffen und über Zusammenhänge aufklären. Dementsprechend muss der Sozialwissenschaftler auch die Kommunikation mit einer breiten Öffentlichkeit suchen (Mills, 1959, pp. 185ff.).

Liest man die Ausführungen von Mills, stellt sich jedoch die Frage, inwiefern dieser in der Gefahr steht, der Idealisierung des Meisterdenkers zu verfallen. Stellenweise skizziert er den Theoretiker als autarken Arbeiter, der mutig und allein gegen die geistigen Verwerfungen seiner Zeit anschreibt. Er hat stets nur den individuellen Wissenschaftler und dessen Arbeitsweise im Blick, Wissenschaft als kollektives und kontextualisiertes Unterfangen wird kaum thematisiert (Mills, 1959, p. 195, pp. 224ff.). Nicht zuletzt verfällt er ins Schwärmen, wenn er von den »most admirable thinkers« (Mills, 1959, p. 195), die dem jungen Wissenschaftler als Vorbild dienen sollen, spricht. Bourdieu wiederum äußert sich kritisch gegenüber der Dynamik, die sich zwischen einem populären Autor und seinem Publikum entwickeln kann. Er warnt davor, dass diese Beziehung aufgrund ihrer speziellen Struktur im schlechtesten Fall die Gestalt von Prophet und Gefolgschaft annehmen kann (Bourdieu et al., 1991, S. 28ff.).

Obwohl Mills für die Figur des charismatischen (und sich selbst inszenierenden) Intellektuellen offenbar nicht sensibilisiert ist, scheint er doch wachsam in Bezug auf eine andere Figur zu sein, die die Vereinigung von Wissen und Macht verkörpert: die des Philosophen-Königs. Die Vorstellung, dass jene, die am meisten über die politische und soziale Welt wissen, auch über sie herrschen und entscheiden sollen, lehnt er aufgrund ihrer aristokratischen und antidemokratischen Stoßrichtung entschieden ab (Mills, 1959, pp. 179f.; Rimke, 2010, p. 241). Auch Bourdieu warnt vor einer Gleichsetzung von Wissenschaft und Politik. Vielmehr solle die Intellektuelle ihre im wissenschaftlichen Feld erworbene Kompetenz im außeruniversitären Bereich in einer spezifischen Rolle einbringen: als jemand, die den Akteuren wissenschaftliche Kategorien und Begriffe anbietet, die für politische Auseinandersetzungen hilfreich sein können. Bourdieu fordert jedoch auch, dass der Sozialwissenschaftler sein eigenes politisches Handeln von »soziologischem Wissen über die Welt« abhän-

5 Mit der Formulierung »liberal educator« spielt Mills auf die *liberal education* an, welche in der angelsächsischen Welt ein etablierter Begriff ist, im deutschsprachigen Raum jedoch kaum rezipiert wurde. Sie gilt als eine den Idealen der Aufklärung und Moderne nahestehende Variante der Allgemeinbildung (Rhyn, 1998, S. 11ff.).

gig macht (Bourdieu, 1991, S. 41). Für diese Haltung spricht, dass eine rationale Unterfütterung der eigenen politischen Aktivität diese vor Willkür schützen kann. Jedoch macht eine Reihe von Autoren darauf aufmerksam, dass dieser Anspruch es dem Wissenschaftler ermöglicht, die eigenen Motive im Licht der Wahrheit glänzen zu lassen, wohingegen andere Akteure in öffentlichen Auseinandersetzungen »nur« auf Alltagsverstand und Emotionen zurückgreifen können (Rancière, 2010; Celikates, 2009; Rieger-Ladich, 2017).

Der liberale Pädagoge Mill'scher Manier wiederum soll befähigen, ermutigen und anregen, selbst zu denken. Er sieht die Fähigkeit des rationalen Denkens in der Bevölkerung als bereits vorhanden an. Der öffentlich wirkende Sozialwissenschaftler sollte mit seiner Arbeit lediglich dazu beitragen, diese zu üben und zu entfalten (Mills, 1959, p. 189). Das heißt auch, seine Forschung öffentlichkeitsrelevanten Themen zu widmen, die es zulassen, Individuum und Kollektiv in ein Verhältnis zu setzen:

»It is the political task of the social scientist – as of any liberal educator – continually to translate personal troubles into public issues, and public issues into the terms of their human meaning for a variety of individuals.« (Mills, 1959, p. 187)

Wir haben es hier also mit einer Art Übersetzungsarbeit zu tun, die individuell erscheinende Themen aufgreift und ihre kollektiven Zusammenhänge sichtbar macht. Dies impliziert auch eine Form von Übersetzungsleistung zwischen verschiedenen Formen der Weltbeschreibung. Eine Reduktion der menschlichen Erfahrung auf wissenschaftliche Beschreibungen hält Mills (2016, S. 41) für szientistisch. Wenn es gilt, die Bandbreite der menschlichen Erfahrung abzubilden, ist seines Erachtens nach neben Forschungsliteratur ein Blick in Romanliteratur hilfreich. Zwar gibt es viele fiktionale Texte, die über das Leben in der heutigen Gesellschaft nichts zu sagen haben, jedoch ist es ein Merkmal hochwertiger Literatur, dass sie der Leserschaft gesellschaftlich relevantes Wissen in Form eines ästhetischen Mediums zugänglich macht (Mills, 2016, S. 42ff.).

Auch zwischen den verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen und Unterdisziplinen und den daraus resultierenden, vereinzelt Wissensbeständen soll eine Form von Übersetzung und Transfer etabliert werden. Die Fragmentierung des wissenschaftlichen Felds betrachtet Mills äußerst kritisch. Sie ist innerakademischen Bedürfnissen geschuldet, nicht der Logik des Untersuchungsgegenstands, und kann letzterem somit nicht immer gerecht

werden (Mills, 1959, pp. 86f., 214). Auch Bourdieus Werk ist charakterisiert durch eine »Nichtbeachtung der Grenzen der Disziplinen« (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 18). Sein Appell für eine »totale Sozialwissenschaft« ist, ebenso wie die Überlegungen Mills', von dem Wunsch getrieben, die Zerlegung des Untersuchungsobjekts in scheinbar isolierte Einheiten zu verhindern (S. 49f.). Gilt es, sich dem subjektiven Verständnis und der persönlichen Verarbeitung gesellschaftlicher Erfahrungen zuzuwenden, hält Bourdieu die Hinwendung zu literarischen Texten ebenso für fruchtbar. Subjektives Zeitempfinden ist oftmals nicht linear. Romanliteratur hat – anders als wissenschaftliche Literatur – mehr Möglichkeiten, dies anschaulich zu machen. Die subjektive Ebene der Erfahrung beispielsweise kann so eingefangen werden (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 241ff.).

Zwischen Bourdieu und Mills' Forschungsverständnis gibt es also eine große Ähnlichkeit in Bezug auf methodische Vielfalt und Interdisziplinarität (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 50f.; Mills, 1959, pp. 74f., 122). Beide werben dafür, für die Veranschaulichung der *Conditio humana* neben wissenschaftlicher Literatur auch auf ästhetische Medien zurückzugreifen, und stellen somit interessante Perspektiven für eine Verknüpfung von ästhetischer Bildung und Wissenschaftsdidaktik bereit. Wo sie sich deutlich unterscheiden, ist jedoch im Gebrauch der Sprache und – damit zusammenhängend – der Wissenschaftskommunikation. Die höchste Priorität hat für Mills die Verständlichkeit der Sprache, in der er seine wissenschaftlichen Ergebnisse präsentiert. Er vertritt den Standpunkt, dass jeglicher komplexe und fachliche Inhalt in einer einfachen Sprache ausgedrückt werden kann und muss. Er spricht sich gegen den sogenannten »Sozsprech« (Mills, 2016, S. 321) aus. Einfache Sprache wird in den Sozialwissenschaften oft belächelt und als bloßer Journalismus abgetan. Dabei sagt die Beschaffenheit der Sprache nichts über deren Inhalt oder über die Komplexität der mit ihrer Hilfe ausgedrückten Gedanken aus. Mills spricht sich für eine zielgruppengerechte Sprache aus, und die Zielgruppe des emanzipatorischen Pädagogen und aufklärerischen Wissenschaftlers ist die breite Öffentlichkeit. Interessanterweise sieht Mills die Gefahr sektenähnlicher Zusammenschlüsse zwischen Autor und Leser- bzw. Gefolgschaft eher, je kleiner und spezieller das jeweilige Publikum ist, nicht aber so sehr bei jenen Sozialwissenschaftlern, die versuchen, eine breite Öffentlichkeit zu erreichen (Mills, 1959, pp. 217ff.).

Kaum unterschiedlicher könnte die Herangehensweise Bourdieus an die Thematik der Wissenschaftssprache sein. Statt für eine Verwendung der Alltagssprache spricht er sich für deren Analyse, nicht für deren Übernahme, aus.

Nur so könnten die der alltäglichen Sprache innewohnenden Vorannahmen und Wertungen herausgearbeitet werden. Da diese Annahmen und Wertungen einerseits in Komplizenschaft mit der herrschenden Ordnung stehen, und andererseits doxische und damit unwissenschaftliche Inhalte aufweisen, muss man bedacht sein, diese nicht zum Bestandteil der eigenen wissenschaftlichen Aussagen werden zu lassen. Gerade, weil die Soziologie respektive Sozialwissenschaft sich dem alltäglichen Leben der Menschen widmet, muss sie aufpassen, dass Vorbegriffe nicht zum Bestandteil soziologischer Sprache werden. Nur so lässt sich eine Vermischung spontansozilogischer Ideen mit wissenschaftlichen Erklärungen der sozialen Welt verhindern:

»Wird die Alltagssprache, dieses primäre Mittel zur ›Konstruktion der Welt der Gegenstände‹ [Cassirer, Anm. d. Verf.], nicht einer methodischen Kritik unterzogen, setzt man sich der Gefahr aus, in der und durch die Alltagssprache präkonstruierte Gegenstände als gegeben hinzunehmen.« (Bourdieu et al., 1991, S. 25)

Das heißt jedoch nicht, sich von der Alltagssprache abzuwenden und in Formalsprache zu verfallen. Stattdessen solle die Alltagssprache untersucht und im Anschluss daran ein systematischer Begriffsapparat aufgebaut werden (Bourdieu et al., 1991, S. 24ff.). Dem Gebrauch eines journalistischen Stils in der Wissenschaft steht Bourdieu ablehnend gegenüber. Die populäre, leicht verständliche Sprache ist eher geeignet, soziale Sachverhalte zu verschleiern als zu klären (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 280). Auch gängige Klassifikationsmuster – wie beispielsweise Berufsbezeichnungen – sind bereits durch die soziale Welt geprägt und es sind implizite Hierarchien in diese eingeflossen. Keinesfalls aber darf man den Klassifikationsapparat der bestehenden Ordnung überlassen (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 34f., S. 269f., 277). Vielmehr ist es wichtig, durch wissenschaftliche Analyse jene Gruppen herauszuarbeiten oder erkennbar zu machen, die gemeinsame Interessen haben. Die politische Mobilisierbarkeit einer Gruppe hängt nämlich auch davon ab, ob sie sich selbst als Kollektiv erkennt, und dafür ist eine gemeinsame Bezeichnung unerlässlich (Bourdieu, 1987, S. 748ff.). Dies bedeutet, dass Kategorien und Begriffen eine genuin politische Rolle zukommt. Kategorien und deren Verwendungsweise sind interessengeleitet, und Bourdieu macht darauf aufmerksam, dass es Bestrebungen gibt, bei der gesellschaftlich gegebenen und oberflächlichen Problemformulierung zu bleiben (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 30ff., 273).

Die Auseinandersetzung um Klassifikationssysteme ist bisweilen heftig. Damit soziale Problemlagen überhaupt als öffentliche Probleme wahrgenommen werden, muss gekämpft und gestritten werden. Während Mills es als Aufgabe des Sozialwissenschaftlers sieht, private in öffentliche Angelegenheiten zu transformieren, denkt Bourdieu dabei an viele andere Akteure und deren Aktivitäten. Aufrufe, Demonstrationen, Ausschüsse, Stellungnahmen, Resolutionen, Gremiensitzungen – all diese Aktivitäten hat er im Sinn, wenn er von der »kollektiven Arbeit der Konstruktion der sozialen Realität« spricht (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 272f.). Als Aufgabe des Wissenschaftlers sieht er vor allem zwei Dinge: Erstens, diese Konstruktionsarbeit zu rekonstruieren und damit eine Sozialgeschichte der politischen Ideen zu schreiben. Zweitens, denjenigen, die mit weniger Ressourcen an diesen Kämpfen teilnehmen als andere, begriffliche Instrumente bereitzustellen, die beim Ausfechten dieser Kämpfe und dem Verständnis der ihr zugrunde liegenden Kräfteverhältnisse helfen können (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 272f.). Im Gegenzug zu den machttheoretischen Ausführungen Bourdieus wirken Mills Überlegungen, was diesen Aspekt anbelangt, merkwürdig naiv. So schreibt er, dass der engagierte Sozialwissenschaftler lediglich auf Entscheidungsträger einwirken und diese von seinen Ergebnissen überzeugen müsse, damit soziale Missstände in der Folge behoben werden (Mills 2016, S. 275).

5 Fazit und Ausblick

Anfangs machte ich auf jene Entwicklung aufmerksam, die in den letzten Jahren unter dem Begriff des Postfaktischen thematisiert wurde. Eine Sozialwissenschaft, wie Mills und Bourdieu sie betrieben, kann rationale Zugänge für die Erklärung sozialer Verwerfungen bieten. Beide vertreten die Position, sozialwissenschaftliches Wissen solle sich nicht ausschließlich an ein Fachpublikum, sondern an eine breite Öffentlichkeit richten. Sie betonen die kulturelle Rolle der Sozialwissenschaften und ihre Bedeutung für die Verständigung einer Gesellschaft über sich selbst. Für diese Verständigung sind sie notwendig, denn die Erkenntnis gesellschaftlicher Zusammenhänge ergibt sich meist nicht spontan. Die Vermittlung des gewonnenen Wissens bringt Herausforderungen mit sich, die ich in Anlehnung an die beiden Autoren unter den Stichworten Pädagogik, Übersetzung und Kampfsport gruppiert habe. Das Aufzeigen der Verbindung zwischen Individuum und Kollektiv ist für beide Theoretiker ein zentrales Anliegen. Ihr Forschungsverständnis ist interdisziplinär und

methodisch vielfältig angelegt. Es stellte sich jedoch heraus, dass Bourdieu den machtkritischen Ansatz, mit welchem er Gesellschaften untersucht, in konsequenterem Maße als Mills auf das Feld der Wissenschaft überträgt. Ebenso finden wir bei Bourdieu eine größere Skepsis gegenüber der (vermeintlichen) Neutralität von Sprache, als dies im Mill'schen Denken der Fall ist. Wohingegen die Überlegungen von Mills uns daran erinnern, auf Verständlichkeit und Relevanz der eigenen Erläuterungen zu achten, drängen Bourdieus Ausführungen darauf, auch die Werkzeuge der Wissensvermittlung – seien es Begriffe, Gedankenexperimente oder Schaubilder – einer kritischen Überprüfung zu unterziehen.

Literatur

- Bhuiyan, J. & Agencies (2022). Donald Trump's social media app launches on Apple store. *The Guardian*, 21st February 2022. Retrieved from <https://www.theguardian.com/us-news/2022/feb/21/donald-trumps-social-media-app-truth-social-launches-on-apple-store>
- Binder, U. & Oelkers, J. (2017). *Der neue Strukturwandel von Öffentlichkeit. Reflexionen in pädagogischer Perspektive*. Weinheim: Beltz.
- Bourdieu, P. (1987). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1988). *Homo academicus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1991). Der Korporatismus des Universellen. Die Rolle des Intellektuellen in der modernen Welt. In P. Bourdieu, *Die Intellektuellen und die Macht*. Herausgegeben von I. Dölling (S. 41–65). Hamburg: VSA-Verlag.
- Bourdieu, P., Chamboredon, J.-C. & Passeron, J.-C. (1991). *Soziologie als Beruf. Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Bourdieu, P. & Wacquant, L. (1996). *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bünger, C. (2017). Bildungstheorie in »postfaktischen Zeiten«? Perspektiven im Widerstreit von Wahrheit und Politik. In C. Thompson & S. Schenk (Hrsg.), *Zwischenwelten der Pädagogik*. (S. 33–48). Paderborn: Schöningh.
- Carles, P. (2001). *La Sociologie est un sport de combat*. 146 Minutes. France: C.P. Productions, V.F. Films Productions.
- Casale, R. & Horlacher, R. (2007). *Bildung und Öffentlichkeit: Jürgen Oelkers zum 60. Geburtstag*. Weinheim: Beltz.

- Celikates, R. (2009). *Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie*. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.
- Clawson, D. (2007). *Public Sociology. Fifteen eminent Sociologists debate Politics and the Profession in the 21st Century*. Berkeley, CA: University of California Press.
- Habermas, J. (1990). *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kirchgaessner, S., Ganguly, M., Pegg, D., Cadwalladr, C. & Burke, J. (2023). Revealed: the hacking and disinformation team meddling in elections. *The Guardian*, 15th February 2023. Retrieved from <https://www.theguardian.com/world/2023/feb/15/revealed-disinformation-team-jorge-claim-meddling-elections-tal-hanan>
- Kreitz, D. (2014). Charles Wright Mills: The Sociological Imagination. Oxford University Press: New York 1959, 234 S. In S. Salzborn (Hrsg.), *Klassiker der Sozialwissenschaften. 111 Schlüsselwerke im Portrait* (S. 205–209). Wiesbaden: Springer.
- Lazarsfeld, P. (1955). *The Language of Social Research*. Glencoe, Illinois: The Free Press.
- Leonhardt, D. & Thompson, S. A. (2017). Trump's Lies. *The New York Times*, Updated 14th December 2017. Retrieved from <https://www.nytimes.com/interactive/2017/06/23/opinion/trumps-lies.html>
- Mills, C.W. (1959). *The Sociological Imagination*. New York: Oxford University Press.
- Mills, C.W. (2016). *Soziologische Phantasie*. Wiesbaden: Springer.
- Oelkers, J. (2022). Polarisation, Bildung und ein Blick auf die Geschichte der politischen Öffentlichkeit. In M. Rieger-Ladich, M. Brinkmann & C. Thompson (Hrsg.), *Öffentlichkeiten. Urteilsbildung in fragmentierten pädagogischen Räumen* (S. 102–127). Weinheim: Beltz.
- Parsons, Talcott (1951). *The Social System*. Glencoe, Illinois: The Free Press.
- Rancière, J. (2010). *Der Philosoph und seine Armen*. Wien: Passagen-Verlag.
- Rhyn, H. (1998). Die Herausbildung der liberal education in England und Schottland. In J. Oelkers, F. Osterwalder & H. Rhyn (Hrsg.), *Bildung, Öffentlichkeit und Demokratie*. 38. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik (S. 11–28). Weinheim: Beltz.
- Rieger-Ladich, M. (2017). Emanzipation als soziale Praxis. Pierre Bourdieu in der Kritik – und ein Versuch, ihn weiterzudenken. In M. Rieger-Ladich & C. Grabau (Hrsg.), *Pierre Bourdieu: Pädagogische Lektüren* (S. 335–362). Wiesbaden: Springer.

- Rieger-Ladich, M., Brinkmann, M. & Thompson, C. (2022). *Öffentlichkeiten. Urteilsbildung in fragmentierten pädagogischen Räumen*. Weinheim: Beltz.
- Rimke, H. (2010). Remembering the Sociological Imagination: Transdisciplinarity, the Genealogical Method, and Epistemological Politics. *The International Journal of Interdisciplinary Social Sciences*, 5(1), 239–254.
- Seeliger, M. & Seignani, S. (2021). *Ein neuer Strukturwandel der Öffentlichkeit? Leviathan, Sonderband 37*. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.

